

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

107 (8.5.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 8. Mai

des „Volksfreund“

Nummer 107 — 1915

Nichts sieht man mehr als Tote

Von den Kämpfen in der Champagne weiß der Franzose Robert de Lezeau folgende Einzelheiten im Pariser „Figaro“ zu erzählen:

„Zwanzigttausend Menschen haben an der Schlacht teilgenommen, die schon einen Monat lang in der Champagne wütet, und alle sind sich einig darüber, daß noch nie seit Beginn des Krieges ein Kampf so erbittert war wie dieser, der seinen Höhepunkt bei Vertus, Beau-Sejour und Le Mesnil erreichte. Wir wissen, daß es dabei genug Leute gibt, die an ihrem beglückten Stamme der Meinung sind, daß „das eigentlich sehr langsam vor sich geht“. Könnten diese guten Leute nur einmal die unglücklichen Schwierigkeiten sehen, die unsere Truppen an ihrem Vordringen hindern! Nördlich von Mesnil-les-Hurlers hat die Schlacht mit der größten Wut getobt. Armes Mesnil! Kaum zwei oder drei halbverfallene Bauernhäuser sind davon noch übrig geblieben. Sämtliche Mesnil einmal eine Kirche? Wer vermöchte das heute zu sagen. Wenn es eine dort gab, so ist sie gewiß geradewegs in den Himmel geflogen. Eine ganze Kirche! Man denke!

Gleich hinter Mesnil, wo das Bombardement nie aufhörte, bemerkt man die ersten Laufgräben, die von unten an bis hoch zum Rande mit Flinten, Uniformstücken, französischen Knäppis und zerbrochenem Eisenzeug angefüllt sind. So geht das wohl drei Kilometer weiter. Ein Ortan von Flammen und Eisen hat diesen Boden einen ganzen Monat hindurch aufgewühlt, zerhackt und verengt. Es gibt dort nicht einen Meter, der nicht zwei oder drei Granaten erhalten hätte. Man sieht nichts als Gruben, Trichter, Höhlungen, Schluchten und Erdrisse. Dort, wo der Boden brüchig war, haben die Granaten riesige Löcher gerissen. Dort, wo er ihnen Widerstand bot, ist der nackte Felsen bloßgelegt. Weit und breit ist das Land eine einzige Wunde. Man möchte meinen, daß sämtliche Vulkane der Erde hier ihr Feuer ausgepien hätten, so fürchterlich ist das Zerstörungswort.

Und auf dieser Lawinenbahn des Todes müssen unsere Soldaten Laufgräben für Laufgräben einem Feinde entreißen, der sich mit aller Kraft an jeden Erdhaufen klammert. Schritt für Schritt nur kann man ihm diese kleinen und großen Befestigungen, diese offenen und unterirdischen Verchanzungen, dieses Labyrinth von Laufgräben entreißen. Jeden Tag drei oder vier Angriffe, was mindestens ebensolche Gegenangriffe voraussetzt, und das unter stetigem Feuer, für das der Feind all seine großen Feldgeschütze, die Mitrailleusen, die Maschinengewehre, die Handgranaten und selbst die unförmigsten Bomben verwendet, die an Ort und Stelle aus mit Kieselstein und Eisenkugeln gefüllten Kanonenbüchsen hergestellt werden.

Und dann dieses Terrain hier! Die französischen Communiqués sprechen kühnlich von „Kämmen“. Nichts aber kann eine falsche Vorstellung von diesem Lande erwecken, das in der ganzen Gegend nördlich von Chalons überall nur leicht gewellt ist und sich höchstens zu kleinen Hügelchen, sogenannten Felsrücken, erhebt, auf denen man dem Feuer fürchtbar ausgesetzt ist. Hier und da ein kleines Gehölz, von dem auch nicht ein einziger Baum mehr lebt. Alle Bäume sind hier tot. Nur die leblosen nackten Äste strecken sich noch gen Himmel, und jeder von ihnen trägt viele Hundert Kugelschalen. Oft hängen an den niedrigeren Zweigen in kläglichem Schauspiel zerfetzte Uniformstücke, die eine Granatexplosion dorthin geschleudert hat. Die wenigen armseligen Büsche, die noch übrig geblieben sind, haben dieser Gegend ihren Namen „der verbrannte Wald“ eingetragen. Die genauesten Generalstabskarten würden hier zu nichts mehr gut sein. Wo einst ein Tannenwäldchen stand, ist jetzt der Boden glatt rasiert. Wo eine Schlucht eingezeichnet war, haben die Granaten die Wände zertrümmert und den aufragenden Fels dem Boden gleichgemacht. „Nicht wahr?“, sagte mir ein armer verwundeter Junge, „wenn der liebe Gott hier einmal vorüberkäme, er würde sich wundern, was aus seiner Schöpfung geworden ist.“

Ob es zur Attacke geht, heißt es den kritischen Augenblick überwinden: Die Brütung. Ist sie mit Händen und Füßen glücklich erklettert, dann empfängt die Mannschaft unfehlbar ein Mitrailleusenhegel. Wie viele tollern in dieser Minute zurück und fallen zerschmettert in ihren Laufgräben! Und geht es dann vor, sucht jeder mit dem Auge eine Erhöhung nach einem Stückchen Felsen, einem bloßen Steine, von dem man zum Sprunge ausholen kann. Noch einmal blickt man um sich. Man hat das unbestimmte Gefühl, daß man viele vielleicht zum letztenmal sieht. Aber man tröstet sich, daß es die sein werden, die man nicht kennt. Das schlimmste ist nur, daß man so ziemlich alle kennt. An sich denkt man nicht, ein wahres Glück, sonst wäre das noch viel trauriger. Mit dem Tode hat dies alles nichts zu tun. Man ist überzeugt, daß man heil davonkommen wird. Das feindliche Feuer bricht mit all seiner erschreckenden Wut über uns herein. Das ist der mörderische Augenblick. Die ganze Ebene hallt von dem wütenden, keuchenden Laufe wider und ist bald mit Toten und Verwundeten gepflastert.

Der Donner verhallt — die Kompanie, oder, besser gesagt, was davon noch übrig blieb, stürzt sich in den Laufgraben. Und dann, ein fürchterlicher Stoß, ein Sandgemenge, bei dem es keine Gnade gibt, erstichte Schreie, Schimpfworte und Todesröcheln. Einer wirft sich über den andern, in kompakter Masse ringt man Leib an Leib miteinander. Kaum hat man Platz, zum Schlag auszuholen. Die Waffen sind überflüssig geworden. Ja, könnte man sein Seitengewehr losbekommen! Aber das ist selten. Wer

kann, hebt eine Art, ein Stückchen Eisen, einen Stein, ganz gleich was, vom Boden. Andere bearbeiten sich mit Faustschlägen. Und wer die Hände nicht frei hat, beißt wütend auf ein Gegner ein. Entsetzlich ist, daß man beständig auf Leichen tritt. Man steht nicht fest auf seinen Beinen. Der Boden ist trügerisch. Man fällt. Schnell will man sich wieder erheben. Viele erheben sich aber nie mehr. Das dauert oft eine ganze Stunde, zwei Stunden. Man ist froh, nicht zurückgewichen zu sein.

Ist der ganze Laufgraben genommen, so steht es gut, und man braucht nur noch an den nächsten zu denken. Hat man aber nur ein Stückchen erobert können, so heißt es, in aller Eile aus Bündeln und Waffen ein Hindernis zu bauen, hinter dem man dann den Atemzügen des feindlichen Postens lauschen kann. Alles muß als Material erhalten, und die Toten spielen eine bedeutende Rolle dabei. Man legt sie der Länge nach auf den Rand des Laufgrabens, die Arme dicht am Körper, ein bißchen Erde darauf und wieder eine Schicht. Der schaurige Totenwall wird auf diese Weise höher und höher. Manchmal sind es die Toten des Gegners, oft aber auch die unsern. Noch im Tode leisten sie dem Vaterland einen Liebesdienst, indem sie die beschützte, welche übrig geblieben. In dem unterirdischen Gang, in dem man sich eben noch an der Kette würgte, bereitet man dann das Abendessen und schickt sich zum Schlummern an. Oft sieht man bei fallender Nacht eine Gestalt sich über den Laufgraben neigen und von oben nach unten, von links nach rechts eine Bewegung machen. Das ist unter dem fetterbesetzten Soldatenrock ein Priester, der die Toten des Tages zur letzten Ruhe einsegnet. Aber es kommt vor, daß die Hand das Kreuz nicht bis zum Ende zeichnet. . . .

Am Morgen heißt es dann wieder die rauhe, entbehrungsvolle Aufgabe weiterzuführen, und ohne eine Klage, in wortlos Schweigen gehen unsere Soldaten ihrem Schicksal entgegen. Aber wieviel Gefahren harren ihrer: die vielen Kugeln aus Gewehren und Mitrailleusen, die Handgranaten und — das Schlimmste: diese Maschinengewehre, von denen mir einer der Unsern mal sagte: „Sehen Sie, die Granaten, die fahren wie Eisenbahnen durch die Luft, vor denen kann man sich wenigstens etwas schützen; aber diese Dinger da, das geht los und ist schon da: genau wie der Telegraph.“ Das Fürchterlichste ist das Lebendigbegrabenwerden. Einer hat mir erzählt, daß ihn seine zwei sächsischen Gefangenen einmal mit ihren Händen aus der Erde geschauelt hätten. „Im dem Augenblick war es mir ganz gleich“, sagte er, „ob das nun unsere Feinde waren oder nicht; ich habe sie einfach abgefißt.“

Jedes lebende Wesen der Natur flieht diesen mit Leichen besetzten Boden. Es gibt kein Rehuhn mehr in den Ackerfurchen. Die letzten Hasen des verbrannten Waldes haben ihren Schlupfwinkel verlassen. Sie fanden ganz entsetzlich, daß es hier zu unruhig bergeht. Selbst die Enten lassen sich nicht wie früher blicken, als sie sich noch des Nachts auf die zerbrochenen Bäume setzten und ihre krächzenden Aufe ertönen ließen. Nichts sieht man mehr als Tote, denn die vielen Laufende von Menschen, die nur darauf warten, sich gegenseitig an die Gurgel zu fassen, sind ebenso unsichtbar wie alle die anderen Lebewesen im „verbrannten Wald“.

Aus feldpostbriefen.

Ein Karlsruher Volksschullehrer schreibt an seinen Schüler: Sonntag, den 18. April 1915.

Mein lieber Theodor! Soeben komme ich vom Schützengraben und finde Dein liebes Paketchen vor. Ich danke Dir recht herzlich dafür. Besondere Freude bereitet mir Dein liebes Briefchen. Du bist der erste gewesen, der in der fernem Heimat an mich dachte, und so will ich Dir zum Danke dafür auch ein Briefchen schreiben. Schon bei verschiedenen Regimentern bin ich gewesen; aber bei keinem hat es mir so gut gefallen wie beim Reserve-Regiment . . . Am Anfang lagere wir in der Nähe von . . . Du wirst das Städtchen auf der Karte finden. Hier war es sehr schön. Wir mußten oft Durst und Hunger leiden. Nicht einmal das Wasser durften wir trinken, da es sehr schlecht war. In der Nähe wurden die Franzosen von uns überrascht, als sie abhoben. Dort liegen in einem Messinggrab 1200 Franzosen und 70 Deutsche. Jetzt sind wir wieder ein Stückchen weiter gekommen und liegen nun vor . . . Hier ist es viel besser. Wir haben genug zu essen und zu trinken. Auch die Post von der Heimat kommt schneller an. Wir liegen jetzt in einem schönen kleinen Häuschen. Es ist unsere Villa. Wir haben ihr den Namen „Sonnenschein“ gegeben. Auch unsere Küche hat einen besonderen Namen, das ist die Villa „Reich“. Keine Minute ist man seines Lebens sicher, denn die Franzosen schießen sehr viel. Sie machen auch Angriffe; aber immer gehen sie mit blutigen Köpfen wieder zurück. Du mußt Dir nun nicht denken, lieber Theodor, daß alles hier verwüstet ist. Nein, ganz Belgien und Frankreich ist wieder schön angebaut. Die geschlossenen Häuser und Wälder sind weggeräumt. Nur vorn, an der Front, da ist es sehr jämmerlich. . . .

Ich führe ein Tagebuch und schreibe alles auf. Sollte ich wieder gesund heimkommen, dann werde ich meine ehemalige Klasse, die ich sehr liebte, zusammennehmen und ihr alles erzählen, was ich sah und erlebte. 2202/03 J. S.

Von der Stimmung unserer Parteigenossen im Felde gibt folgender Feldpostbrief, der uns von einem Genossen vom westlichen Kriegsschauplatz zugeht, beredtes Zeugnis. Er schreibt: Oberlesch, 10. April 1915.

Werte Genossen! Wie ein Märchen aus fremden Ländern kam mir der Artikel des „Volksfreund“ vom 3. April d. J. zum Verstand. Ist auch kein Wunder, wenn man bald ein Jahr lang von der Welt abgeschloffen, die „Segnungen“ des Krieges genießt. Ich kann es gar nicht fassen, wie unsere Genossen in Württemberg den Krieg dazu benutzen, um einen Teil in unsere einig so stolze Partei zu treiben. Ich habe das Treiben der Westmächte schon vor drei Jahren in Stuttgart mit angesehen, habe sie aber nie für so egoistisch und kurzfristig gehalten.

Offen gesagt, ich war damals auch noch auf der radikalen Seite, selbst im Juli v. J. noch, als der Krieg in bedrohliche Nähe kam. Jedoch als unser Heer gegen den Erfind aller Kultur, nämlich gegen Rußland, zog, als der englische Krämmergeist seinen testamentarisch verpfändeten Raubzug gegen uns eröffnete, da begriff ich sofort, daß unsere allererste Pflicht ist, unser heiligeliebtes Vaterland vor der Niederlage zu retten. Sei, wie schling mein Herz vor Freude, als im Reichstag scheinbar alle unsere Genossen die gleiche, fast möchte ich sagen heilige Gesinnung, wie ich, befundeten. Und dieses heilige Feuer hat mich auch die Strapazen des Winters im Schützengraben leicht ertragen lassen. Jedoch wie ein Blitzaufschlag aus heiterm Himmel traf mich die Nachricht von dem Auftreten der Genossen Diebstahl, Lethbour und Konjunktur bei der letzten Reichstagssitzung. Und erst jetzt die Spaltung in Württemberg. Wenn man, was oft vorkommt, monatelang keine Zeitung zu lesen bekommt, und muß dann solche Streiche erfahren, kann einem doch anders zu Mute werden. Ich für meine Person glaube, daß die Haltung des „Volksfreund“ sowie des Gen. Scheidemann die einzig richtige ist. Wenn wir erst mal alle heimkommen von der Westfront, werden wir den Augenfeindern schon zeigen, daß wir nicht für Geld und nicht zum Spaß hier raufen waren. Darum ruhig Blut, wir werden fertig damit. 2202/03 P. L.

Mit Parteigrüß verbleibt

Dermisches.

* Finkshändiges Stenographieren! Die Versämlungen, die dieser Krieg wie jeder in Gefolge hat, bringen es mit sich, daß viele ihren Beruf wechseln müssen. Bei dem heutigen Stande der ärztlichen Wissenschaft und der Orthopädie wird so manches Gebiet ausfindig gemacht und als Erwerbsquelle benutzt, an das in ruhigen Zeiten niemand denkt. Eine solche Erwerbsquelle, die der Krieg geboren hat, ist das finkshändige Stenographieren.

Ueber dieses Thema hielt Lehrer Paul in Wiesbaden einen Vortrag, in dem er ausführte: „Das beim Uebergang zur Finkshändigkeit beim Schreiben neu auszubildete Schreibzentrum des rechtsseitigen Gehirns, ist auch beim linksseitigen Stenographieren tätig. Bei dem Erlernen des linksseitigen Stenographierens begegnet man einer besonderen Schwierigkeit, da diese Hand der Vorarbeit durch die hier herrschende rechtsseitige Tätigkeit in der Gebrauchsschrift entbehren muß. Die meisten Stenographen schreiben rechtsseitig, aber es wird auch von linksseitigen Stenographen berichtet. Da durch das viele rechtsseitige Stenographieren manche Hand frühzeitig altert, wäre es gut, wenn eine linksseitig geflügelte Feder die rechte ablösen oder bei Unfällen ersetzen könnte. Infolge der starken Anspruchsansprüche der rechten Hand wird das kommende Geschlecht zur gleichmäßigen Ausbildung beider Hände genötigt. Wenn die Menschheit jetzt, wie Frankel sagt, nur einhäufig und mit halbem Gehirn gearbeitet hat, welche ungeheure Leistungen sind dann zu erwarten, nachdem durch die Doppelhändigkeit die doppelte geistige Kraft zur Verfügung steht, und welche ungeahnte Ziele und neue Bahnen friedlichen Geisteskampfes mögen sich da noch dem Jüngler der Kurzschritt erschließen?“

* Verluste an Menschenleben in Krieg und Frieden. Uns, die wir diesen Weltkrieg miterleben, erschließen die Verluste an Menschenleben, die hier gefordert werden, außerordentlich groß und in gar keinem Vergleich zu stehen mit den Verlusten, die die Gesamtbevölkerung in friedlichen Zeiten erleidet. Dennoch ist der Unterschied gar kein so ungeheurer, wie wir wohl glauben. Der Tod ist im Frieden ein nicht viel seltenerer Gast als im Kriege; nur hinterläßt sein Erscheinen bei uns eine andere seelische Wirkung, hat viel des Gewaltigen und Fürchterlichen verloren. Dies betont Dr. Hermann Friedemann in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Leber Land und Meer“. Selbst die gewaltigen Opfer dieses Weltkrieges ändern, auf eine längere Reihe von Jahren verteilt, an der Sterblichkeit der europäischen Völker nicht viel. Das deutsche Volk wird nach dem Kriege zahlreicher sein als vor ihm, denn sein Geburtenüberschuß genügt, um die Lücken auszufüllen. Die Sterblichkeit des russischen Volkes beträgt sich für die Dauer des Krieges um schätzungsweise 18 Prozent, eine ungeheure Ziffer, wenn man bedenkt, daß sich im russisch-japanischen Kriege die Sterblichkeit der Russen nur um 4 Prozent vermehrte. Trotzdem werden auch hier die Verluste nicht gedeckt. Nur Frankreich wird aus dem Kriege mit einer absolut verminderten Volkszahl hervorgehen, denn die Sterblichkeit des französischen Volkes wird durch den Krieg um 60 bis 70 Prozent erhöht und seine geringe Geburtenziffer reicht nicht aus, um die schon stets drohende Entvölkerung auszubalancieren. Auch im Frieden sterben in Europa durchschnittlich etwa 10 Millionen Menschen jährlich, und wenn dies der natürliche Verlauf ist, so ist doch auch die gewalttätige Vernichtung von Menschenleben in Friedenszeiten ziemlich groß. In Deutschland allein gehen jährlich durch Unfall im Beruf 10 000 Personen zu Grunde, 14 000 erben durch Selbstmord, mindestens 1000 durch Verbrennen; im ganzen sterben 35 000 jährlich eines gewalttätigen Todes, also fast 3 1/2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Von den erwachsenen Männern der häuslichen Industriebevölkerung endet jeder achte auf gewalttätige Weise; ein Bergarbeiter ist in seinem Arbeitsleben von tödlichen Ereignissen durchschnittlich ebenso stark bedroht wie der Soldat während eines Krieges. Europa zählt in jedem Jahre noch niedrigerer Schätzung 160 000 Fälle gewalttätigen Todes; da ihre Zahl nicht abnimmt, wird sie im nächsten halben Jahrhundert mindestens 8 Millionen betragen. 44 000 Menschen tötete das letzte Erdbeben in Mittelitalien, das vor dem Donnern des Weltkrieges fast ganz überhört wurde; nicht mehr Menschen fielen 1870 auf deutscher, im mandchurischen Krieg auf russischer Seite. Die Pest tötet in England-Juden jährlich mindestens 700 000, und sie ist ein vermeidbares Uebel.

Heiteres.

Aus der Iller Kriegszeitung.

* Das „Pferdelazarett“. Ein Teil des Pferdebestandes erhielt in jüngster Zeit die Bezeichnung „Pferdelazarett“, und die hierzu kommandierten Mannschaften wurden angewiesen, auf ihren Briefschaften die nummerierte Adresse anzugeben. Eine besorgte Frau schreibt nun ihrem Manne u. a.: „Und wie kommt es denn, daß Du Pferdelaazarett schreibst auf dem Absender? Ist Dir was passiert, so schreib es mir doch; selbst wenn Du verwundet sein solltest, wäre es mir lieber, die Gewißheit zu haben, als so in Sorge zu sein.“